In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 11. Posen, den 14. Januar 1928. 2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Der Seewolf.

Von Jack London.

82. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Mein Gesicht war gegen seine Brust gepreßt, und ich konnte nichts sehen, aber ich hörte Maud schnell über das Deck laufen. Alles geschah in einem Nu. Ich war noch bei vollem Bewußtsein, und es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis ich sie wiederkehren hörte. Aber gerade in diesem Augenblick spürte ich, wie der Mann unter mir zusammensank. Er keuchte und die Brust wurde von einem Krampf geschüttelt. Seine Kehle zitterte von einem tiefen Stöhnen. Die Hand an meiner Kehle löste sich. Er verlor das Bewußtsein.

Ich wälzte mich fort und lag, nach Luft schnappend, und im Sonnenschein blinzelnd, auf dem Rücken. Maud — meine Augen hatten sofort ihr Antlitz gesucht — Maud war blaß, aber beherrscht, und sie blickte mich erregt und erleichtert an. Ich sah einen mächtigen Robbenknüppel in ihrer Hand, und im selben Augenblick bemerkte sie die Richtung meiner Augen. Sie ließ den Knüppel fallen, als ob sie sich die Finger verbrannt hätte, und gleichzeitig begann mir das Herz vor Freude zu klopfen. Wahrlich, sie war mein Weib, meine Genossin, sie kämpfte mit mir und für mich, wie das Weib eines Höhlenbewohners mit ihm gekämpft haben mochte. Alles Primitive erwachte in ihr trotz der Kultur und der verweichlichenden Zivilisation, die sie ihr ganzes Leben allein gekannt hatte. „Du liebes Weib!" rief ich, und im nächsten Augenblick lag sie in meinen Armen und weinte krampfhaft an meiner Schulter, während ich sie fest umschlang. Ich sah hinab auf den braunen Heiligenschein ihres Haares, das für mich ein im Sonnenschein glitzernder Juwelenschmuck war, wertvoller, als sie je in der Schatzkammer eines Königs aufgehäuft gewesen waren. Und ich neigte mein Haupt und küßte leise ihr Haar. Ich fühlte, wie sie sich aus meiner Umarmung löste. „Diesmal war es ein wirklicher Anfall," sagte ich, „ein ebensolcher wie der, der ihn erblinden ließ. Zuerst verstellte er sich nur, aber seine Verstellung führte dann den echten Anfall herbei!"

„Aber jetzt, da er hilflos ist, soll er es auch bleiben. Von heute an wohnen wir in der Kajüte, und Wolf Larsen wird mit dem Zwischendeck vorliebnehmen."

Ich faßte ihn unter der Schulter, und schleppte ihn nach der Laufbrücke. Auf meine Anweisung holte Maud einen Strick. Ich zog ihn ihm unter den Armen hindurch, brachte ihn über die Schwelle, und ließ ihn über die Stufen auf den Boden hinab. Ich konnte ihn nicht in eine Koje heben, aber mit Mauds Hilfe hob ich zuerst den Kopf und die Schultern über den Rand, schob dann den Körper nach, und hatte ihn nun in einer Unterkoje.

Aber das genügte mir noch nicht. Ich erinnerte mich, daß er in seiner Kajüte Handeisen hatte, die er zuweilen bei seinen Matrosen benutzt hatte. Und als wir ihn dann verließen, lag er an Händen und Füßen gefesselt da. Zum erstenmal seit vielen Tagen atmete ich auf. Als ich an Deck kam, fühlte ich mich so erleichtert, als wäre eine schwere Last von meinen Schultern genommen.

*

Wir zogen sofort an Bord der „Ghost", nahmen unsere alte Kajüte in Besitz und kochten in der Kombüse. Die Gefangennahme Wolf Larsens war zu einem äußerst günstigen Zeitpunkt erfolgt, denn der Nachsommer war vorbei, und es hatte regnerisches und stürmisches Wetter eingesetzt. Wir fühlten uns sehr behaglich auf dem Schoner.

Wir hatten Wolf Larsen in Eisen, aber wie unnötig war es jetzt! Dem Anfalle war eine ernste Lähmung gefolgt. Maud machte diese Entdeckung, als sie am Nachmittag versuchte, ihm etwas zu essen zu geben. Er schien noch bewußtlos zu sein, und als wir ihn ansprachen, antwortete er nicht. Er lag diesmal auf der linken Seite und litt offenbar starke Schmerzen. In ewiger Unruhe warf er den Kopf hin und her. Dabei hob er das Ohr von dem Kissen, gegen das es gepreßt gewesen war, und sofort hörte er, was sie sagte und antwortete.

Maud wandte sich zu mir. Ich preßte ihm wieder das Kissen gegen das linke Ohr und fragte ihn, ob er mich hörte, aber er regte sich nicht. Dann nahm ich das Kissen fort, wiederholte die Frage, und sofort erwiderte er, daß er mich verstände.

„Wissen Sie, daß Sie auf dem rechten Ohr taub sind?" fragte ich.

„Ja," antworte er mit leiser, aber fester Stimme, „und schlimmer als das: meine ganze rechte Seite ist wie gelähmt. Ich kann weder Arm noch Bein bewegen."

„Verstellen Sie sich nun wieder?" fragte ich ärgerlich. Er schüttelte den Kopf und sein trotziger Mund verzog sich zu einem seltsamen, verzerrten Lächeln, wirklich: verzerrt, denn nur die Muskeln der linken Gesichtshälfte bewegten sich, während die rechte Seite starr blieb.

„Das war das letzte Spiel des Wolfes," sagte er. „Ich bin gelähmt. Ich werde nie wieder gehen. Oh, nur die andere Seite," fügte er hinzu, als erriete er den mißtrauischen Blick, den ich auf sein linkes Bein warf, dessen Knie sich soeben unter der Decke gekrümmt hatte.

„Es ist auch wirklich Pech," fuhr er fort. „Ich würde mich gefreut haben, wenn ich Ihnen wenigstens den Garaus gemacht hätte. Dazu, dachte ich, würden meine Kräfte noch reichen."

„Aber warum denn?" fragte ich entsetzt, aber doch neugierig.

Wieder verzog sich sein trotziger Mund zu dem verzerrten Lächeln, und er sagte:

„Ach nur, um lebendig zu sein, zu leben und zu handeln, um das größere Stück Gärstoff zu sein, um Sie zu fressen. Aber auf diese Weise zu sterben . . ."

Er zuckte die Achseln oder versuchte es vielmehr, denn nur die linke Schulter bewegte sich. Sein Achselzucken war ebenso verzerrt wie sein Lächeln.

„Aber haben Sie eine Erklärung für Ihre Krankheit?" fragte ich. „Wo sitzt sie?"

„Im Gehirn," erwiderte er sofort. „Die verfluchten Kopfschmerzen sind die Ursache. Es gibt keine Erklärung dafür. Ich bin nie in meinem Leben krank gewesen.

Irgend etwas ist mit meinem Gehirn los — etwas, das frißt und zerstört. Es greift mein Nervenzentrum an, frißt es Stück auf Stück, Zelle auf Zelle — vor Schmerz und das Verfluchte dabei ist, daß ich bei vollem Bewußtsein, vollkommen klar und geistig ungeschwächt hier liegen muß und weiß, daß die Kurve Zoll für Zoll abwärts geht, und daß ich immer mehr von der Außenwelt abgeschnitten werde. Ich kann nicht mehr sehen, Gehör und Gefühl verlassen mich, und bald werde ich auch nicht mehr sprechen können. Und doch werde ich hier sein, lebendig und ohnmächtig."

„Und wie denken Sie nun über die Unsterblichkeit der Seele?" fragte ich ihn.

„Die Seele —?" Er lachte höhnisch. Dann drehte er sein linkes Ohr wieder gegen das Kissen, zum Zeichen, daß er die Unterhaltung nicht fortzusetzen wünschte.

Maud und ich machten uns an unsere Arbeit, bedrückt durch den Gedanken an das furchtbare Geschick, das ihn betroffen hatte — wie furchtbar es war, sollten wir erst später ganz erfahren. Es lag etwas von dem Schrecken der Vergeltung darin. Unsere Gedanken waren ernst und feierlich, und wir sprachen anfangs nur flüsternd miteinander.

„Sie könnten mir gern die Handeisen abnehmen," sagte er abends, als wir neben ihm standen und über seinen Zustand sprachen. Ganz sicher, ich bin Paralytiker. Ich habe mich schon auf das Wundliegen gefaßt gemacht."

Er lächelte sein verzerrtes Lächeln. Mauds Augen waren starr vor Entsetzen, und sie mußte sich abwenden. Wir nahmen ihm die Handeisen ab, konnten uns aber doch nicht mit seinem Zustand vertraut machen. Unsere Erfahrung machte uns unsicher, und nur mit einem Gefühl von Angst gingen wir wieder an unsere Arbeit.

Zwei volle Tage arbeiteten wir, und erst am Morgen des dritten waren wir fertig.

Ein neuer Schlag hatte Wolf Larsen getroffen. Er hatte die Stimme verloren. Nur hin und wieder konnte er noch Gebrauch von ihr machen. Aber plötzlich konnte die Stimme mitten im Satze versagen, und dann mußten wir zuweilen stundenlang warten, bis die Verbindung wieder hergestellt war. Er klagte über starke Kopfschmerzen. In dieser Periode dachte er sich ein System aus, um sich mit uns verständigen zu können, wenn er überhaupt nicht mehr sprechen konnte: ein einfacher Händedruck bedeutete ja, ein doppelter nein. Es war gut, daß wir diese Vereinbarung trafen, denn schon am Abend versagte die Sprache ganz. Jetzt beantwortete er unsere Fragen durch Händedrücken, und wenn er zu sprechen wünschte, kritzelte er seine Gedanken mit der Linken, kaum lesbar, auf ein Blatt Papier.

Der strenge Winter war im Anmarsch. Ein Sturm folgte dem andern mit Schnee, Hagel und Regen. Die Robben hatten ihre große Wanderung nach dem Süden angetreten. Ich arbeitete fieberhaft. Trotz Wind und Wetter war ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend an Deck und machte tüchtige Fortschritte.

Meine Erfahrungen beim Einrichten der „Schere" und des Fockmastes kamen mir jetzt zugute. Ich brachte Takelung, Stags und Falle an, aber ich brauchte sieben Tage dazu. Und dabei war noch so vieles zu tun, wie zum Beispiel das Einrichten der Segel, die gänzlich umgearbeitet werden mußten.

Während ich am Fockmast arbeitete, nähte Maud an den Segeln, immer bereit, ihre Arbeit aus der Hand zu legen, wenn es galt, mir zu helfen, wo meine beiden Hände nicht ausreichten. Das Segelleinen war hart und schwer. Ihre armen Hände waren bald von Blasen bedeckt, aber sie kämpfte tapfer weiter, und dazu kochte sie und pflegte den Kranken.

Die Maste standen!

„Es brennt!" rief Maud plötzlich.

Wir sprangen zur Treppe, aber ich kam ihr zuvor und war zuerst an Deck. Aus dem Zwischendeck stieg eine dichte Rauchwolke empor.

„Der Wolf ist noch nicht tot," murmelte ich, als ich durch den Rauch hindurchsprang.

Der Rauch war so dicht in dem engen Raum, daß ich mich vorwärtstasten mußte; und solche Macht hatte die Persönlichkeit Wolf Larsens über meine Einbildungskraft, daß ich darauf vorbereitet war, den würgenden Griff des hilflosen Riesen um meinen Hals zu fühlen. Ich zauderte; da dachte ich an Maud. Ich sah sie plötzlich vor mir, wie sie, die braunen Augen feucht vor Freude, im Schein der Laterne im Raum vor mir gestanden hatte, und ich wußte, daß ich nicht umkehren konnte.

Keuchend und fast erstickend erreichte ich Wolf Larsens Koje. Ich streckte die Hand aus und tastete nach der seinen. Er lag regungslos da, bewegte sich aber leicht bei meiner Berührung. Ich fühlte über und unter seine Decken. Hier war keine Wärme, kein Anzeichen von Feuer zu spüren. Aber der Rauch, der mich blendete, husten und nach Luft schnappen ließ, mußte doch eine Ursache haben! Ich verlor einen Augenblick den Kopf und rannte verwirrt im Zwischendeck herum. Ein heftiger Zusammenstoß mit dem Tische brachte mich wieder zu mir. Ich überlegte mir, daß ein hilfloser Mann das Feuer nur dort, wo er lag, hatte anzünden können.

So lief ich denn wieder zu Wolf Larsens Koje. Dort stieß ich auf Maud. Wie lange sie sich schon in dieser erstickenden Luft befand, wußte ich nicht.

„Schnell an Deck!" befahl ich entschieden.

„Aber Humphrey —", begann sie mit seltsam heiserer Stimme. „Bitte, gehen Sie!" herrschte ich sie an.

Gehorsam zog sie sich zurück. Da fiel mir ein: „Wie, wenn sie die Treppe verfehlt!" Ich eilte ihr nach und blieb am Fuße der Treppe stehen. War sie schon oben? Als ich noch zögernd dort stand, hörte ich sie leise rufen:

„Ach, Humphrey, ich kann nicht herausfinden."

Ich stieß auf sie, wie sie sich am Paneel vorwärtstastete, und trug sie halb zur Treppe. Die reine Luft wirkte wie Nektar. Maud war nur schwach und benommen, und ich ließ sie an Deck liegen, während ich zum zweitenmal nach unten ging.

Die Rauchwolke mußte ganz dicht bei Wolf Larsen sein — diesen Gedanken hielt ich fest, als ich gerade auf seine Koje zuging. Während ich unter seinen Decken herumtastete, fiel mir etwas Heißes auf den Handrücken. Es brannte, und ich zog die Hand schnell zurück. Jetzt begriff ich es: durch die Oeffnung hindurch hatte er die Matratze der Oberkoje in Brand gesteckt. Seine Linke war noch imstande gewesen, es zu tun. Bei dem Mangel an Luftzug hatte das feuchte Stroh der Matratze nur schwelen können.

Als ich sie aus der Koje riß, schlugen sofort die hellen Flammen heraus. Ich löschte die brennenden Strohreste und stürzte dann an Deck, um Luft zu schöpfen.

Einige Eimer Wasser genügten, um den Brand zu löschen. Zehn Minuten später hatte sich der Rauch genügend verzogen, so daß ich Maud erlauben konnte, herunterzukommen. Wolf Larsen war bewußtlos, aber die frische Luft brachte ihn bald wieder zu sich. Während wir noch mit ihm beschäftigt waren, machte er uns durch Zeichen verständlich, daß er Papier und Bleistift wünschte.

„Bitte, stören Sie mich nicht," schrieb er.

*

„Ich glaube, meine linke Seite wird auch lahm," schrieb Wolf Larsen am Morgen nach seinem Versuch, das Schiff in Brand zu stecken. „Die Gefühllosigkeit nimmt zu. Ich kann kaum die Hand bewegen. Sie müssen lauter sprechen."

„Haben Sie Schmerzen?" fragte ich.

Ich mußte meine Frage laut wiederholen, ehe er antwortete: „Nicht immer."

Seine Linke tastete langsam und mühevoll über das Papier, und mit größter Schwierigkeit entzifferten wir das Gekritzel. Es war wie eine Geisterschrift.

„Aber ich bin noch hier, voll und ganz hier," kritzelte die Hand langsamer und mühseliger als je.

Der Bleistift entfiel ihm, und wir mußten ihn wieder zwischen seine Finger stecken.

„Wenn ich keine Schmerzen spüre, habe ich ganz Ruhe und Frieden. Ich habe nie so klar gedacht."

Ein leichtes Zucken durchfuhr seinen Körper. Dann regte er sich nicht mehr. Maud ließ seine Hände los. Die Finger öffneten sich durch ihr eigenes Gewicht, und der Bleistift fiel zu Boden.

„Können Sie noch hören?" rief ich, indem ich seine Hand faßte, und auf den einmaligen Druck wartete, der „ja" bedeutete. Es erfolgte keine Antwort. Die Hand war tot.

„Ich habe bemerkt, daß die Lippen sich leicht bewegten," sagte Maud.

Ich wiederholte die Frage. Die Lippen bewegten sich wirklich. Maud legte die Fingerspitzen darauf. Nochmals wiederholte ich die Frage. „Ja," verkündete Maud. Wir blickten uns erwartungsvoll an.

„Was nun?" fragte ich. „Was sollen wir ihn fragen?"

„Ach, fragen Sie ihn — —"

Sie zögerte.

„Fragen Sie ihn etwas, das ein Nein als Antwort erfordert," schlug ich vor. „Dann werden wir Gewißheit haben."

(Schluß folgt.)

Zwanzig Jahre Rasputin.

Das Rasputin-Interesse kommt in Deutschland ziemlich spät; dieser geheimnisvolle Mönchbauer, der jahrelang die russischen Hofkreise tyrannisierte und in einen dem Außenstehenden fast unbegreiflichen Bann schlug, scheint wirklich, wie er selber von sich glaubte, unsterblich zu sein, denn jetzt plötzlich, nach mehr als einem Jahrzehnt, taucht sein Name überall auf, die Dichter beschäftigen sich mit ihm und schreiben Romane, die seinen Namen tragen, die Theater stellen ihn in den Mittelpunkt der Handlung. Ueberall wird von Rasputin gesprochen. In dem vielgerühmten Piscator-Theater in Berlin, gibt Wegner diesem sonderbaren Heiligen eine hinreißende Verkörperung, — wenn man diese Darstellung gesehen hat, meint man den unheimlichen Mann in all seiner Brutalität, Gewissenlosigkeit, zynischen Ironie zu kennen, ohne daß wir doch zugleich begreifen könnten, wie es kam, daß dieser plumpe, ungeschliffene Bauer einen solchen Einfluß auf Kaiser und Kaiserin und die ganze kaiserliche Familie gewinnen konnte, wie es möglich war, daß schöne Frauen sich um die Gunst stritten, seine Geliebten zu sein. Er führte einen liederlichen, ausschweifenden Lebenswandel und zechte die Nächte hindurch, der Zar aber, dem man von diesen Ausschweifungen des heiligen Mannes erzählte, lächelte nur in der Meinung, daß der Fromme immer so verleumdet wird. Man glaubte am Zarenhofe tatsächlich, daß Rasputin ein Sendbote des Himmels, ein Heiland unserer Zeit sei.

Seltsame Geschichten werden von ihm erzählt. Mit Frauen, die sich von Dämonen besessen glaubten, schloß er sich Tag und Nacht in ihrem Schlafzimmer ein, um die bösen Geister auszutreiben; der Erfolg war, daß die hysterischen Frauen geheilt wurden und die Ehemänner dem Wundermann in Dankbarkeit die Hände küßten.

Auch vertrat er die Lehre, daß die wirkliche himmlische Gnade und der wahre Glaube an diesen Trost des Himmels in ganzer Allgewalt nur dem Menschen zuteil werden könne, der zuvor gesündigt habe; Sünde war also die Vorstufe zur Gnade, und man mußte recht sündigen, um recht fromm zu werden. Folglich wurde gesündigt. Die jungen, schönen Frauen, die zu seinen Anbeterinnen gehörten, flüchteten sich in seine Arme, die stark genug sein würden, ihnen nach der Sünde den Weg zur Gnade zu weisen.

Das geschah nicht etwa heimlich, sondern ganz Rußland sah und kannte die Methoden des frommen Mönches, der nicht, wie man lange Zeit angenommen hat, als Werkzeug irgend einer Institution handelte, sondern nur aus seiner eigenen, unbändig starken Persönlichkeit heraus. Ein Mann aus dem Volke war er, roh, ungeschliffen, aber von nie versagender Menschenkenntnis und ungeheurer Listigkeit. Man darf nicht von ihm ohne weiteres sagen, daß er ein Betrüger war, — es ist vielmehr zu vermuten, daß er wirklich an seine Kraft, Krankheiten durch Gebete heilen zu können, glaubte; die scheinbare Kräftigung des russischen Thronfolgers schrieb die Zarin begeistert auf das Konto Rasputins.

Etwa seit dem Jahre 1908 leitet sich Rasputins Einfluß her, allerdings gewannen inzwischen seine Gegner so viel Macht, daß er zeitweise vom Hof und sogar aus der Hauptstadt verbannt wurde. Noch wird berichtet, daß er auch in der Zeit seiner Verbannung dem Zarenhofe heimliche Besuche abstattete. Es dauerte denn auch nicht lange, bis er zurückgerufen wurde, da das Zarenpaar sich in seinen mancherlei Nöten an den starken Wundertäter geklammert hatte und nicht ohne ihn leben konnte.

In Deutschland ist jetzt ein Buch erschienen: „Der heilige Teufel", das in der Hauptsache Rasputins Lasterleben mit den vielen Frauen behandelt, die ihm zu Gebote standen. Das Buch geht im wesentlichen auf eine Autobiographie einer vornehmen Russin zurück, die in einer französischen Monatsschrift erschienen ist, und in der diese Dame über ihr Verhältnis zu Rasputin offen berichtet. Sie verhehlt nicht, daß sie sich von Rasputin angezogen fühlte, stellt auch seine übernatürlichen Fähigkeiten in bezug auf Heilung von Krankheiten usw. durchaus nicht in Abrede. Sie weiß von Krankheitsfällen zu berichten, in denen Rasputins Einfluß heilend wirkte, obwohl die Aerzte den Kranken aufgegeben hatten und Rasputin nicht einmal an dem Krankenlager anwesend sein konnte. Sie führt an, daß viele Damen sich seinen Wünschen nur deshalb fügten, weil nach seiner Behauptung ihre Weigerung seiner Wunderkraft schaden würde.

Ebenfalls mit Rasputin beschäftigen sich die Erinnerungen des russischen Staatsmannes Sasonow: „Sechs schwere Jahre", und der verderbliche Einfluß des größenwahnsinnigen Mönches geht aus ihnen klar hervor. Nach seinem Gefallen setzte er Minister und Generale ab und brachte Personen an ihre Stelle, die sich seiner Gunst erfreuen durften. Das gleiche schildert der ehemalige Präsident der Duma, Rodzianko, in seinen „Erinnerungen". Nach Rodziankos Meinung hat nicht einmal die Ermordung Rasputins durch den Fürsten Jussupoff, von der dieser selbst verschiedentlich in Zeitungsartikeln erzählt, einen wesentlichen Wandel geschaffen. Im Gegenteil wurde die Lage durch die Beiseiteschaffung des einflußreichen Mannes nur schlimmer, denn das Volk bekam die Auffassung, daß ein Mord durchaus erlaubt ist — wurde doch die Angelegenheit vertuscht und Jussupoff nicht bestraft —, obwohl es sich um den intimen Freund des Kaiserpaares handelte! — Auch den Fernstehenden wurden dadurch die Augen geöffnet für den nicht mehr aufzuhaltenden Verfall der Zarenherrschaft, der sehr bald darauf durch die große Revolution besiegelt wurde. Nach Rodziankos Ansicht war die Ermordung Rasputins eine der wesentlichen Vorbedingungen für diese Gesamtumwälzung.

Wundertäter in Italien.

Italienische Zeitungen sind voll von allen möglichen Geschichten von durchtriebenen Betrügern, die die Leichtgläubigkeit und den Aberglauben ihrer Mitmenschen auszunutzen verstehen, um ihr Geld und Gut an sich zu bringen. Von diesen Geschichten ist eine, die auf Sizilien spielt, besonders merkwürdig.

Zu dem Polizeikommissar in Palermo kommt eines Tages ein Geschwisterpaar, Vinzenzo Palmeri und seine Schwester Guiseppina. Sie bitten den Polizeikommissar, sich dafür einzusetzen, daß ein Mann namens Pietro Costa die Behandlung ihrer sechsundsechzigjährigen Mutter fortsetzen solle, und zwar lief die Behandlung darauf hinaus, ihr die bösen Geister auszutreiben. Auch die junge Guiseppina sollte der Behandlung Costas teilhaftig werden, denn auch sie sei besessen oder verhext. Mutter und Tochter waren der festen Ueberzeugung, daß ihr Leiden darauf zurückzuführen sei, daß ein übelgesinnter Nachbar vor einigen Monaten ihnen ein Pulver in ihre Speisen gemischt habe. Da ihr Zustand sich im Laufe der Zeit immer mehr verschlimmerte, hatten sie sich schließlich an Costa gewandt, der in enger Verbindung mit einem in der Stadt bekannten Teufelsaustreiber Nandazzo stand. Der mächtige Zauberer mußte natürlich durch Geschenke günstig gestimmt werden, was Costa zu besorgen übernahm. Er schenkte dem Teufelsaustreiber so reichlich, daß im Hause der Palmeris schließlich kein roter Heller mehr zu finden war. Als er dann noch weiter Geld verlangte und die Familie es nicht aufbringen konnte, brach er die Kur ab. Die Folgen waren entsetzlich. Die schon eingetretene Besserung des Leidens, die durch die Behandlung erzielt war, ging wieder verloren, ja, es wurde viel schlimmer als vorher. Die junge Guiseppina erklärte, durch Costas schändliches Verhalten sicher schon ruiniert worden zu sein, wenn nicht die „zwei Soldaten" sie geschützt hätten. Der Kommissar fragte, was das für Soldaten seien, und wo sie sich befänden.

„Sie sind in meinem Körper," erwiderte Guiseppina. „Hören Sie nur zu!" Und sie kauerte sich in einer Ecke zusammen, ihre Lippen bewegten sich, und sie murmelte folgende Worte: „Costa plagt und quält dieses arme Mädchen und versucht sie zu töten. Aber das soll ihm nicht gelingen. Wir stehen ihr zur Seite und schützen sie."

Der Polizeikommissar vermochte nicht allzuviel zu tun.

Ein ähnlicher Fall wird aus einem Dorf in der Nähe von Neapel erzählt. Dort war ein kleines Mädchen an Gelenkrheumatismus erkrankt. Die Mutter klagte einigen Bekannten ihr Leid, und diese gaben ihr den Rat, sich an den Totengräber zu wenden. Der würde sicher helfen können. Gemeinsam begaben sie sich zu ihm, und er erklärte sich sofort bereit, dem kranken Kinde zu helfen. Er öffnete einen Sarg, in dem vor kurzem die Leiche eines Knaben beigesetzt wurde, und strich mit der Hand des Toten über die Backe des kleinen Mädchens. „Jetzt wird sie bald wieder frisch und munter sein," sagte er tröstend und verlangte zehn Lire für seine Hilfeleistung.

Das sind die kleinen Wundertäter. Am großartigsten aber tritt Emiliano Buttoli auf, der seinen Schwindel in ein wissenschaftliches Gewand kleidet. In einer herrlich gelegenen Villa in Bologna hat er ein Sanatorium errichtet, und einen Arzt

gewonnen, der den Schwindel mit seinem bekannten Namen deckt. Mehr war nicht erforderlich, denn Buttoli stellt alle Diagnosen selber. Die Heilmittel bereitet seine Geliebte mit Unterstützung ihrer Schwester. Sie sammelten auf Wiesen und in Wäldern die geheimnisvollen Kräuter, die nach dem Prospekt aus Arabien kamen und in Drachenblut gebacken wurden. Die Patienten, die in der Anstalt Aufnahme fanden, mußten sehr hohe Verpflegungsgelder zahlen. Aber die Blütezeit dieses groß angelegten Unternehmens war nur kurz, denn die Kuren schlugen nicht so gut an, wie die Patienten, die ihr teures Geld gaben, gehofft hatten. Sie witterten, daß die Sache nicht ganz stimmte, und erstatteten Anzeige bei der Polizei. Diese veranlaßte eine Untersuchung der Angelegenheit, die Anstalt wurde geschlossen, und Buttoli befindet sich jetzt in einem anderen „Sanatorium", in das ihn die Diagnose der Richter geschickt hat.

Mittelalter in der Jetztzeit!

Unbegreiflich!

Von Jazz.

Ich gehe also zu meinem Bankier und sage ihm, ich möchte bauen, können Sie mir zehntausend Mark borgen?

Ja, sagte er, ich kenne Sie. Sie sind ein ordentlicher, strebsamer Mann. Ich habe schon Ihren Vater und Ihren Großvater gekannt. Ich gebe Ihnen die zehntausend Mark.

Das ist sehr nett von Ihnen, sage ich. Was muß ich denn an Zinsen bezahlen?

Na, sagte er, so sechs bis acht Prozent. Sind Sie damit zufrieden?

Ja, sage ich, damit bin ich zufrieden. Ich danke Ihnen vielmals.

Keine Ursache, sagt er. Was wollen Sie denn so mit dem Geld anfangen?

Ach, sage ich, zuerst baue ich mir mal eine feine Badeeinrichtung. Alles tiptop. Mit Marmorfliesen.

So, sagt er, 'ne Badeeinrichtung? Ja, wissen Sie, ich bin sehr für Reinlichkeit, aber . . .

Ja, sage ich, eine Badeeinrichtung muß ich haben, das ist die Hauptsache.

Ja, sagt er, das ist aber doch nicht produktiv?

Nö, sage ich, produktiv bin ich überhaupt nicht.

So, sagt er, produktiv sind Sie überhaupt nicht. Ich dachte woll!

Nö, sage ich, produktiv bin ich nicht. Wenn Sie mir das Geld geben, müssen Sie damit rechnen, daß ich viel veraafe.

So, sagt er, daß Sie viel veraafen. Ja, wie soll ich denn wieder zu meinem Geld kommen?

Ja, sage ich, Ihr Geld ist natürlich sehr gefährdet. Vielleicht bekommen Sie überhaupt nichts wieder.

So, sagt er, na kommen Sie mal in vierzehn Tagen wieder.

Ja, sage ich, ich komme in acht Tagen wieder und nehme das Geld gleich mit. Wie gehts denn sonst so in der Familie?

Wie ich nun nach acht Tagen wiederkomme, treffe ich den Alten nicht an. Ist verreist, sagt der Prokurist.

Schadet nichts, sage ich. Ich brauche ihn nicht. Hat er Ihnen die zehntausend Mark gegeben?

Nö, sagt er, er will nicht!

Waass, sage ich, er will nicht! Ja, erlauben Sie mal, wovon soll ich denn existieren? Wie soll ich denn meine Leute bezahlen?

Ja, sagt er, er will nicht!

Menschenskind, sage ich, ich will doch bauen! Ich will doch ein Haus bauen!

So, sagt er, Sie wollen ein Haus bauen? Ich dachte, eine Badeeinrichtung, tiptop, mit Marmorfliesen?

Mensch, sage ich, meinen Sie denn, ich wäre so unproduktiv? Ich baue doch keine Badeeinrichtung. Ich baue doch ein Haus mit 'ner Waschküche.

Ja, sagt er, er will nicht!

Ja, warum denn nicht, sage ich. Er hat mir doch das Geld bestimmt versprochen, mit 6 Prozent. Er kennt mich doch. Er weiß doch, daß ich noch immer bezahlt habe, selbst in den schlimmsten Zeiten. Er hat doch schon meinen Vater und meinen Großvater gekannt. Meint er vielleicht, ich wollte das Geld veraafen?

Ja, sagt er, er will nicht. Er hat gesagt, Sie wären ordentlich und strebsam und ein Mensch von einer schachttiefen Ehrlichkeit . . .

Na und? sage ich.

Ja, sagt er, er will nicht!

*

Also ich habe das Geld nicht bekommen. Ich kann nicht arbeiten, ich kann nicht bauen, ich kann nicht bezahlen, ich kann nichts. Und dabei hat er mir das Geld beinahe aufgedrängt. Ich brauchte nur zu sagen, ich wollte zehntausend Mark haben, da sagt er schon, hier — bitte, bitte, bitte! Und nun keinen Pfennig. Ich verstehe das nicht.

Verstehen Sie es?

Aus aller Welt.

Zu Schiff in zwei Tagen Europa—Amerika. Es klingt phantastisch. In zwei Tagen soll ein Schiff von Europa nach Amerika fahren können, also in einer Zeit, die das schnellste Verkehrsmittel, das wir kennen, das Flugzeug gebraucht. Wie ist das möglich? Der Dresdner Ingenieur Arno Börner treibt dieses technische Wunder seiner Verwirklichung entgegen. Er beobachtete, daß die Rippen der Fische nicht nur als Atemwerkzeug, sondern auch zum Schwimmen dem Fische dienen, und stellte außerdem fest, daß die Schuppenhaut des Fisches einen Wasserwirbel hervorruft, der die schnelle Fortbewegung unterstützt. Von dieser Beobachtung ausgehend, hat Börner ein Schiff konstruiert: die „Forelle". Dieses Schiff ist außen rauh und genarbt und hat an seiner Kielspitze eine Oeffnung, durch die das Wasser einströmt und mit Hilfe einer Schraube durch kiemenähnliche Oeffnungen ausgestoßen wird. Bei den Probefahrten mit der „Forelle" hat sich gezeigt, daß die Idee Börners richtig war und ein so gebautes Schiff über eine bedeutend größere Schnelligkeit verfügt, als die Schiffstypen, die uns bis heute bekannt gewesen sind.

Börner hat auf diesen Erfolgen nicht ausgeruht, sondern weiter gearbeitet mit bestem Resultat. Verwandte er zuerst eine vierflüglige Schraube, die auf Grund der bisherigen Erfahrungen als zumindest unpraktisch hätte bezeichnet werden müssen, so hat sich herausgestellt, daß gerade diese Schraube für Börners Zwecke ideal ist. Er ist jetzt dazu übergegangen, Schrauben nach dem sogenannten Hochdruckpropellersystem zu bauen. Hierdurch läuft die Schraube unbeschränkt schnell, und die Gefahr eines Leerlaufs wird durch die eminent schnelle Umdrehungszahl völlig ausgeschaltet. Durch die Konstruktion besonderer Ein- und Anleitschaufeln wird eine besonders rationelle Wasserführung und der gewünschte Druck erzielt. Es zeigte sich, daß diese Neuerungen eine weitere Steigerung der Schnelligkeit bedeuten.

Jetzt ist Börner dazu übergegangen, statt des Hochdruck- das Niederdruckpropellersystem anzuwenden, indem er die Umdrehungszahl der Schraube verkleinert und den Durchmesser vergrößert. Börner trägt sich jetzt mit der Absicht, ein neues Versuchsschiff zu bauen, das den Namen „Der Hai" führen soll und mit einer chromgegerbten Haihaut bekleidet werden wird. Börner kommt es darauf an, bei dieser Arbeit die Fische nach Möglichkeit zu kopieren, um auf diese Weise zur rationellsten und schnellsten Betriebsführung zu gelangen. Die bisherigen Versuche lassen Börners Hoffnung auf den eingangs erwähnten Zweitagesverkehr zwischen Amerika und Europa berechtigt erscheinen.

Lebend mit einer Kugel im Gehirn. Seit zirka 4 Wochen liegt ein Mann namens T. W. Mc. Mahon mit einer Kugel im Gehirn im Hospital von Cansas City. Der Verletzte ist bis auf die große Zehe des linken Fußes vollständig gelähmt, doch bei vollem Bewußtsein. Mitunter macht er unter großen Anstrengungen Sprechversuche, vermag aber nur unverständliche Worte zu lallen. Niemand weiß, wie sich der Mann die Schußverletzung zugezogen hat; ob er das Opfer eines Selbstmordversuches oder eines Verbrechens geworden ist. Am 8. Juli d. Js. fand man den Patienten bewußtlos am Boden im Zimmer eines Hotels liegend, mit der Schußwunde in der linken Schläfe. Es dürfte dies aber der erste Fall sein, daß ein Mensch mit einer Kugel im Gehirn am Leben blieb. Wie verlautet, will die Direktion des Hospitals sich mit den bekanntesten Chirurgen der Welt in Verbindung setzen, um mit ihnen zu beraten, ob eine Möglichkeit vorhanden sei, die Kugel aus dem Gehirn auf operativem Wege zu entfernen. Immerhin dürfte es aber auch dann, selbst wenn das Experiment gelingen sollte, fraglich sein, ob die Lähmungserscheinungen am Körper des Mannes ganz oder auch nur teilweise behoben werden können.

Fröhliche Ecke.

Grenzen der Erkenntnis.

Nach Goethe sollen wir das Erforschliche erforschen und das Unerforschliche ruhig verehren.

Der alte Professor E. erteilte den Religionsunterricht in der Prima des Lübecker Katharineums.

Eines Tages ist die Rede von einer der Wanderungen Jesu und seiner Jünger durch das jüdische Land. Professor E. fragt:

„Als der Hä (Herr) und die Schlinger da nu so längs gingen, gingen sie da woll rechts rum um den See Genezareth oder gingen sie da woll links rum um den See Genezareth? Was meinen Sie woll?"

„Sie gingen rechts herum," antwortete der Gefragte.

„Woher wissen Sie das?"

Der Primaner bleibt die Antwort schuldig. Professor E. fragt den nächsten und dieser tippt auf links.

„Woher wissen Sie das?"

Nun verstummt auch der zweite und Professor E. richtet seine Frage der Reihe nach an sämtliche Schüler der Klasse — es sind sechsundzwanzig. Die eine Hälfte entscheidet sich für rechts, die andere für links.

Professor E. setzt sich aufs Katheder, putzt ruhig seine goldene Brille, reißt dann seine hellen, erstaunten Kinderaugen weit auf und sagt:

„Ich will Ihnen sagen, wie das war. Das wissen wir nicht. Das ist uns nicht gesagt. Da müssen wir uns eben bescheiden."

Werner Bergengrün.

Ganz natürlich.

Chef (zum Lehrling): „Du stotterst ja ganz fürchterlich! Bist du jemals in einer Stotterschule gewesen, mein Junge?

Lehrling: „N-n-n-n-n-n-ein, H-h-h-h-h-h-her! B-b-b-b-b-b bei m-m-m-mir i-i-i-i-st es g-g-g-g-ganz natürlich!"

Verantwortlich: i. V. Guido Baehr, Poznań.